

Brigitte Seebacher

HUNDERT JAHRE HOFFNUNG UND EIN LANGER ABSCHIED

Zur Geschichte
der Sozialdemokratie



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0647-5

Copyright © 2023 by
Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Umschlag: Antje Haack | Lichten, Hamburg
Umschlagbild: »Arbeiter bei VW« (1976), Gemälde von Dieter Krämer
[mit freundlicher Genehmigung des Künstlers]
© Fotos Cover und Umschlagrückseite: Archiv der sozialen Demokratie
in der Friedrich-Ebert-Stiftung
Satz: Jens Marquardt, Bonn
Druck und Verarbeitung: MDK Mediaprint, Olpe

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2023

Besuchen Sie uns im Internet: www.dietz-verlag.de

Inhalt

Vorwort	7
<i>Kapitel I</i> Vom Werden einer Bewegung	11
<i>Kapitel II</i> Der Eintritt in die Geschichte	161
<i>Kapitel III</i> Die Häutung einer Arbeiterpartei	280
<i>Kapitel IV</i> Ein Eroberungszug	309
<i>Kapitel V</i> Glückliche Fügung	363
<i>Kapitel VI</i> Machtspiele	435
<i>Kapitel VII</i> Jeder Weg ein Sonderweg	528
<i>Epilog</i> Nichts ist ewig	611
Anhang Anmerkungen	633
Bibliographie	664
Personenregister	699

Vorwort

Am 10. September 1965, einem Freitag, stand ich auf dem Bremer Domshof und hörte die Wahlrede von Ludwig Erhard. Nach dem Wechsel von Plakaten, Fahnen und Publikum trat Willy Brandt auf, an seiner Seite Wilhelm Kaisen. Den Kandidaten fand ich vorher schon großartig und nun erst recht. Am darauffolgenden Montag lenkte ich meine Schritte in die Geschäftsstelle der SPD und begehrte Aufnahme. Heini Landwehr, gelernter Buchdrucker und alter Kommunist, der erst 1946 zur SPD gefunden hatte, kam hinter seinem Schreibtisch hervor und staunte: Ein Mädchen! Und von der Oberschule! Als andernorts und bald auch in Bremen Schüler und Studenten alles besser wussten und in Scharen die SPD eroberten, suchte ich und fand die alte Partei. Die den kleinen Leuten zu einem besseren Leben verhelfen wollte und nie Krieg oder Diktatur über das deutsche Volk gebracht hatte. Auf die Frage, warum mein Bruder Wendelin so viel älter sei als ich, fast neun Jahre, antwortete unsere Mutter: 1938 haben wir beschlossen, mit dem nächsten Kind zu warten, bis Hitler weg ist.

Die erste Seminararbeit schrieb ich am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität. Thema: Die SPD in der Julikrise 1914. Meine stille Liebe aber gehörte der Alten Germanistik, die gerade unter schweren Beschuss geriet. Meine Tutorenstelle wurde ich los, weil nicht willens, selbsternannten Gremlien zu gehorchen und einen Grundkurs in Marx statt in Mittelhochdeutsch zu veranstalten. Die kollektive Hysterie war furchterregend. Als im Sommer 1967 der weiße Schopf von Herbert Marcuse und der stechende Blick von Rudi Dutschke das Audimax verhexten, stand ich auf und ergriff die Flucht, spießrutenlaufend. Unterdessen verwandelten junge Genossen, meine Altersgenossen, die SPD. Unbeeindruckt, aber ohne jede Feindseligkeit verharrte ich auf dem rechten Flügel. Sonntags erzählten mir die Alten, in kleinen Häuschen mit Büchern bis in die letzte Ritze, Geschichten von früher. Die kannte auch Willy Brandt, der von der alten, der Weimarer Bewegung geprägt war, ihren Sitten und Werten.

Das vierzehnjährige Zusammensein mit Willy Brandt ist durch Ausflüge in die Geschichte der Arbeiterbewegung bereichert worden. Ein guter Geist hat

mich davor bewahrt, den Mann als Quelle wahrzunehmen, geschweige denn anzuzapfen. Ein Stift lag nie herum. Doch fielen Äußerungen, unverhofft, aus zufälligem Anlass, die sich eingeprägt haben und mitteilenswert sind, auch wenn sie keine förmlichen Mitteilungen waren. Sie stehen in Anführungszeichen, sind aber nicht angemerkt. Anders verhielt es sich mit einem Vorgang, der Willy Brandt gegen Ende seines Lebens aufgewühlt hat und mich lange beschweren sollte.

Im März 1992 berichtete ihm Valentin Falin, dass Karl Wienand KGB-Offizier gewesen sei. Er gab mir die Nachricht sofort weiter; wo Wienand war, war Wehner nicht weit. Als ich im Jahr darauf Helmut Kohl nacherzählte, was Willy Brandt mir gesagt hatte, fiel die Antwort kurz und knapp aus: Ja, das stimmt. Nach einem Augenblick der Stille, sehr ernst, sinnend, fügte er hinzu: Dann hat Wehner von Guillaume gewusst. Von der Aussage des Bundeskanzlers habe ich nie Gebrauch gemacht, doch durfte ich den Tatbestand für gesichert halten und machte ihn öffentlich. Egon Bahr erschien, im Auftrag von Wienand: Wenn Du nicht revozierst, wird er Dich verklagen. Willy Brandt hielt alles fest, und es schien mir ausgeschlossen, dass ausgerechnet in diesem Fall nichts auf Papier gebracht worden sein sollte. Die Suche nach einem Vermerk blieb ergebnislos. Wäre ich im Besitz der Notiz gewesen, hätte Wienand mich nicht verklagen können. Da ich nicht beweisen konnte, was mein Mann mir erzählt hatte, wurde ein Vergleich geschlossen. Die Gerichtsverhandlung, einschließlich des Vorauskommendos von Egon Bahr, ist mir bis heute gegenwärtig. Als ein weiteres Jahr später der Vermerk Willy Brandts auftauchte und sich niemand entschuldigte, blieb nur der Austritt aus der SPD. Ein point d'honneur. Keine Abkehr von der Sozialdemokratie. Was den Transfer des Agenten Wienand vom KGB zum MfS betrifft, darüber hat mich Markus Wolf aufgeklärt.

Die Arbeiterbewegung – wie sie wurde, was sie war – zog mich nun erst recht in den Bann. Die Nähe zu den Akteuren verlor sich, und der Blick weitete sich. Der Stellenwert der Machtkämpfe schrumpfte. Die driving forces des Wandels rückten in den Blickpunkt und mit ihnen die Frage, welche Macht eine Parteiführung hat und ob sie über den Augenblick hinausreicht. Kann sie einen Niedergang aufhalten oder gar umkehren? Noch dazu, wenn Grundlagen wegbrechen, die hundert Jahre Bestand hatten? Während meiner zehnjährigen Lehr- und Prüftätigkeit am Institut für Politische Wissenschaften der Rheinischen-Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn stand der Zusammenhang zwischen neuen Verhältnissen und altem Verhalten im Mittelpunkt des Interesses. Die Seminarfrage nach dem Epochengang 1989 – »Zufall oder Notwen-

digkeit?» – lenkte die Aufmerksamkeit auf das abrupte Ende der sozialistischen Staatsparteien im Osten und das langsame Siechtum, in das die Parteien im Westen einzutreten schienen. Wie aber das Ende einer Bewegung nachzeichnen, ohne deren Anfänge zu kennen? Zusammenhalt und Zukunftsglaube, büßten Kraft nicht erst seit 1989 ein. Der Verlust hatte sich schon 1968 bemerkbar gemacht, hundert Jahre nach der Industrialisierung und der Herausbildung jener Klasse, die überall in Europa neue Parteien hervorbrachte, Arbeiterparteien. Idee und Interesse waren ineinander übergegangen, getragen von jener Hoffnung, die nun zu schwinden begann.

Es ist dreifach Dank zu sagen. Im Archiv der sozialen Demokratie in der Friedrich-Ebert-Stiftung betreut Sven Haarmann viele Nachlässe, aber keinen mit so viel Kenntnis wie den von Willy Brandt. Er hat gefunden, was gesucht wurde, und manche Nuss knacken helfen – zu unserer Freude. In den Dank an den wunderbaren Archivar schließe ich die Bibliothek ein. Sarah, Kim und Tom waren immer gut gelaunt und haben alle Wünsche zu erfüllen gewusst. Christoph Charlier haben Willy Brandt und ich kennen gelernt, kaum dass wir nach Unkel gezogen waren. Mit Hingabe und Sachverstand hat er das Manuskript in Form gebracht. Mein treuer Freund Manfred Diederichs aus Andernach hat fast täglich Informationen geliefert und frohen Mutes geholfen, den großen Stoff in kleine Teile zu zerlegen.

Mit Verwunderung hat mein Mann Hilmar Kopper das Werden des Buches begleitet, über lange Jahre hinweg. Er war immer neugierig und nie um einen Kommentar verlegen. Über die Fertigstellung hätte er sich gefreut.

I.

Vom Werden einer Bewegung

Das Spiel mit Zahlen ist Willkür und hat doch Sinn. Es lädt ein zu kombinieren und nach tieferer Bedeutung zu suchen. Jahre, die sich ins Gedächtnis eingegraben haben, werden überlagert von Jahren, die sich niemand merkt, in denen aber Wesentliches geschieht.

Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands datiert ihre Entstehung auf den 23. Mai 1863. Seit jenem Augenblick, da Ferdinand Lassalle den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein ins Leben gesetzt hat, ist der Name gewechselt, die organisatorische Kontinuität aber gewahrt und das Datum insoweit richtig gewählt worden. Aber gilt nicht August Bebel als der Stammvater der Bewegung in Deutschland? Er hat 1868, fünf Jahre nach dem Gründungsakt von Leipzig, einen Verband auf die Beine gestellt, der nicht nur der fortschreitenden Industrialisierung Ausdruck gab, sondern auch einen ideologischen Überbau erhielt. Karl Marx wurde angerufen, um Gewissheit zu erlangen. Die Geschichte würde sich gesetzesmäßig vollziehen und die Zukunft paradiesisch sein. Die Hoffnung auf das ganz andere trug über das Elend der Gegenwart hinweg. Das voluntaristische Erbe Lassalles – dass der Gestaltungswille entscheidet – ging verloren. Sein Ruf blieb dennoch legendär. Er hatte die Brandfackel geworfen und den Arbeitern den Weg des Zusammenschlusses gewiesen. Solidarität war und blieb das Gebot der Stunde. Was der Gründer mit seinem Verein im Sinn hatte, bestimmte die Nachwelt. Ihrem Selbstverständnis wurde das lassalleanische Erbe umso leichter anverwandelt, als die Arbeiterklasse wuchs. Sie allein galt als Trägerin der künftigen Umwälzung.

1868 fand in England der Trades Union Congress zusammen, der T.U.C., der die Labour Party ausgliedern würde, ohne sie in die Unabhängigkeit zu entlassen. In Frankreich bahnte sich jenes Ereignis an, das über die Landesgrenzen hinaus schönste Phantasien freisetzte und größten Schrecken verbreitete – die Kommune von Paris. Die Arbeiterklasse und ihre Parteien begannen einen Eroberungszug, der lange nicht enden sollte.

Der Anfang. Nürnberg 1868

Die Zeit ist reif, der Zustrom groß und die Verselbständigung, von Bebel generalstabsmäßig vorbereitet, 1868 überfällig. 93 Arbeitervereine haben 115 Delegierte nach Nürnberg entsandt. Der reichsstädtische Glanz ist verloren, der wirtschaftliche Wandel in vollem Gange. An der Kreuzung wichtiger Handelswege gelegen, nutzt Nürnberg nun die Eisenbahn. Der erste Zug auf deutschem Boden ist am 7. Dezember 1835 zwischen Nürnberg und Fürth unterwegs gewesen. Die Oberpfalz liefert Erz und Böhmen Kohle, Rohstoffe, die in der Stadt verarbeitet werden. Der Export blüht. Der Aufstieg zu einem großen industriellen Zentrum und einer sozialdemokratischen Hochburg ist vorgegeben.

1860 war ein Arbeiterverein wieder und neu gegründet worden. Die führenden Männer, Demokraten bürgerlicher Herkunft, hatten ihre Feuertaufe oft schon 1848 in der Revolution bestanden. Der Verein war rührig und machte von sich reden, auch durch innere Kämpfe und Spaltung. Schließlich sammelte sich eine Bewegung, die nicht nur Interessen vertreten, sondern auch Ideen verbreiten wollte. Ideen von einer künftigen gesellschaftlichen Ordnung, in der die eigenen Interessen aufgehen. Der Hang, sich über ihr Tun immer wieder zu verständigen, war der Bewegung eingeboren. Rechtfertigung und Rechthaberei lagen eng bei einander. Zunächst ging es den Arbeitern darum, bürgerliche Bevormundung abzuschütteln und Stärke zu zeigen. 1862 hatte die Regierung Mittelfranken die Teilnahme aller Nicht-Bayern am Stiftungsfest des Nürnberger Arbeitervereins untersagt; es sollten »die liberalen und demokratischen Hintermänner« getroffen werden.¹ Sechs Jahre später geht von Nürnberg die Botschaft einer nie dagewesenen Selbst- und Siegesgewissheit aus. Es wird eine Wette auf die Zukunft abgeschlossen, wie sie nie zuvor abgeschlossen worden ist.

Das prächtige Rathaus stammt aus dem 14. Jahrhundert und spiegelt den Stolz der Stadt. Hier sind Kaiser empfangen worden und haben sich Reichstage versammelt. Jetzt ist die Spitze der Stadt mit liberalen Bürgern besetzt, und ungewohnte Gäste dürfen sich, aller Vereinsgesetze zum Trotz, willkommen fühlen.² Am 6. September 1868, einem Sonntag, tagen im alten Saal des Rathauses, »zur Feier des Tages reich geschmückt«,³ Vertreter von Arbeitervereinen, die überwiegend aus dem nicht-preußischen Deutschland kommen. Die klare Mehrheit dieses Vereinstages billigt ein Programm, in dem es heißt, die »Emanzipation (Befreiung) der arbeitenden Klassen« müsse »durch die arbeitenden Klassen selbst erkämpft werden.«⁴

Der Schutzhelm, den wohlmeinende Bildungsbürger über bildungshungrige Arbeiter gespannt hielten, war löchrig geworden und viel zu klein. Die Arbeiter wollten unter sich sein und ihre Geschicke selbst bestimmen. Die Arbeiter? Man hielt es, wie schon Lassalle es fünf Jahre zuvor, bei Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, gehalten hatte und wie es immer gehalten werden sollte: Wer Arbeiter ist und dazu gehören sollte, »entscheidet der Vorstand.«⁵ Die Frage war Ausdruck des Wunsches nach Abgrenzung; dazu bedurfte es der ideellen Überhöhung der Organisation. Die Arbeiterschaft, ob aus dem Handwerk kommend oder ungelernt oder gar selbstständig und von wem auch immer geführt, konnte in bürgerlich geführten Vereinen nicht heimisch werden, nicht auf Dauer und nicht in den neuen industriellen Zentren. Offene oder freie Arbeiterversammlungen waren ein vorübergehendes Mittel zum Zweck, die überkommenen engen Organisationsformen zu sprengen; teilnehmen konnte, wer Arbeiter war oder sich dafür hielt. Erst als im Laufe der sechziger Jahre die Industrialisierung, und mit ihr die Klassen- und Parteibildung, fortschritten, bildeten sich jene Regeln heraus, die der Bewegung der Arbeiter ihren Charakter verliehen sollten. Später klagte Bebel, »dass zum Beispiel in der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion kein wirklicher Arbeiter sitze.« Der Grund? Jeder Arbeiter, der für die Sozialdemokratie öffentlich tätig ist, fliege »sofort aufs Pflaster«, einem »selbstständig Gewerbetreibenden« gehe es noch schlimmer.⁶ Er wusste aber auch, dass es nicht der einzige Grund war.

Zwischen Werkstatt und Fabrik waren die Grenzen fließend, auch die Gesetzgebung machte keinen Unterschied mehr. Die Gesellen in den Werkstätten, die ein bisher unbekanntes Zusammengehörigkeitsgefühl pflegten, indem sie sich Arbeiter nannten, und die Lohnarbeiter haben die Bewegung getragen und ihr den Namen gegeben, sie aber nicht auf den Begriff gebracht und ihr auch nicht die Idee einer künftigen besseren Welt eingepflanzt. Allerdings haben sie geahnt, dass ihre Bewegung mehr ist und anderes als eine Interessenvertretung und nicht würde leben können ohne den festen Glauben an jene bessere Welt. Die Handwerker an der Spitze der Sozialdemokratischen Partei, der Drechsler Bebel, der Sattler Ebert, der Tapezierer Wels und viele andere in der zweiten und dritten Reihe, hatten gelernt und gelesen, waren gewandert und beizeiten mit der Notwendigkeit solidarischer Aktion vertraut geworden. In der Bewegung, die ihnen Heimat wurde, stiegen sie auf. Als sie in deren Dienst traten und die Organisation stärkten, gaben sie ihren Beruf auf. Ein Verhalten, das sich vielfach wiederholte, je weiter sich die Bewegung verzweigte, desto mehr. Sie bot Zuflucht und Erfüllung – Arbeitern, Handwerkern, Kauf-

mannsgehilfen und immer auch bürgerlichen Außenseitern. Intellektuelle, jüdische zumal, nahmen sich der neuen Klasse an und fühlten sich berufen, ihr den Weg in eine neue Gesellschaft zu weisen. Mitleid, Betroffenheit und Empörung waren so gewiss im Spiel wie Entfaltungs- und Geltungsdrang. »Die Verbindung der Handwerksgesellen und emigrierten Intellektuellen« stand am Beginn der »Arbeiterbewegung.⁷ Handarbeit und Kopfarbeit gehörten von Anfang an zusammen. Die Beziehung war symbiotisch und auf Dauer angelegt. Die neue Klasse suchte Belehrung und Erleuchtung.

Nie zuvor in der Geschichte des politischen Denkens war dem Traum von einer heilen Welt ein Träger zugewiesen worden. Jetzt trug das Kollektiv der Arbeiter, so klein und unscheinbar es noch sein mochte, die Idee. Ursache und Wirkung sind nicht auszumachen. Die Macht der Idee gründete in der Gegenwärtigkeit der Arbeiter. Ihrer Bewegung ist das Gefühl des Auserwähltseins in die Wiege gelegt. Es ist jenes Gefühl, aus dem sie missionarische Kraft, Leidensfähigkeit und Standhaftigkeit bezieht. Ihre Geschichte wird geprägt sein vom immerwährenden, nie auflösbaren Widerstreit zwischen Idee und Wirklichkeit, Weg und Ziel. In der Definitionsmacht – wer Arbeiter ist, bestimmt der Vorstand – steckte mehr als ein disziplinarisches Mittel. Der Arbeiter war ein Mensch aus Fleisch und Blut, dem es besser gehen sollte, und immer auch ein gedankliches Konstrukt. Keine soziale Bewegung hat je so viel Papier beschrieben und so viele Pläne und Programme gemacht wie die der Arbeiter. Die Selbstverständigung war ihr Lebenselixier: Wer sind wir, woher kommen und wohin wollen wir? Insoweit brauchten die Arbeiter Vertreter, die Zeit hatten für Beratung und Beschlussfassung. Schon der Vereinstag in Nürnberg dauerte drei Tage, Parteitage erstreckten sich bald über eine Woche, eine parlamentarische Tätigkeit war erst recht zeitaufwändig. Arbeiter aber hatten keine Zeit und kein Geld. Diäten wurden im Reichstag erst ab 1906 gezahlt und reichten nicht hin. Es wurde gesammelt, auch unter den Ärmsten der Armen, und bald trat die Partei, und auch die Gewerkschaft, auf den Plan. Der Aufbau einer Organisation war unumgänglich – zwecks Durchsetzung sozialer und materieller Interessen und als Pendant zur bürgerlichen Welt. Die Zwänge von Hand- oder Maschinenarbeit ließen einen Einsatz für die Bewegung niemals zu. Das Vertrauen der Arbeiter in ihre Vertreter, meist aus den eigenen Reihen hervorgegangen, blieb lange ungebrochen.

Not macht erfinderisch. Die Not und mit ihr die Notwendigkeit, sie zu überwinden, waren groß im England des ausgehenden 18. Jahrhunderts und eine Triebkraft für wissenschaftliche Erkenntnisse wie technische Entwicklungen. Sie lösten jene Industrialisierung aus, die Kapital und Arbeit brauchte, um sich

zu entfalten. Kapital, um Maschinen zu kaufen, und Arbeit, um Maschinen zu bedienen. Der Kapitalist, der das Risiko trug, erhielt den Gewinn, der Arbeiter den Lohn. War das Kapital knapp, wie in der frühen Zeit, war die Ausbeutung groß und der Lohn gering. Wandel trat ein, als sich Kapital angesammelt, akkumuiert hatte und seitens der Arbeit Druck aufgebaut wurde. Arbeit wurde angeboten und nachgefragt, je schneller die jahrhundertealte Ordnung auf dem Lande zerfiel und je weiter das Elend wuchs, desto mehr. Die Dreschmaschine beschleunigte die Landflucht und den Zuzug in die Städte, dorthin, wo es Fabriken und Arbeit gab. In Deutschland wandelte sich seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts der »Pöbel« – die Unterschicht aus Kleinbauern, Tagelöhnnern, Handwerkern, Gewerbetreibenden, ersten Lohnarbeitern, Paupers – zum »Proletariat«. Nach der Jahrhundertmitte und erst recht in den sechziger Jahren folgte es dem Ruf des Kapitals, zumal der Osten die wachsende Bevölkerung nicht mehr ernähren konnte. Bäuerliches Gesinde und handwerkliche Gesellen machten sich auf den Weg, der westwärts führte. Der Strom versiegte lange nicht. Erst dieses industrielle oder Fabrikproletariat hatte die »soziale Frage« aufgeworfen. Das Wort vom »Herabsinken«, das sich festsetzen sollte,⁸ war ein Relikt aus vorindustrieller Zeit und entsprach nicht den neuen Gegebenheiten.

Fabrikarbeit war eine Arbeit, wie es sie, nach Art und Umfang, nie zuvor gegeben hatte. Sie war verbunden mit der Trennung von Leben und Lebensunterhalt, der Teilung der Arbeit in verschiedene Abläufe, der Zusammenballung unendlich vieler gleicher Schicksale. Auf dem Land hatte jeder für sich einem Herrn gegenübergestanden, leibeigen oder nicht. Niemand dachte an Zusammenschluss. »Die ganze Klasse der Arbeitenden«, so stellte der zeitgenössische Beobachter Lorenz von Stein fest, habe »mit der Einführung der Maschinen« diesen Schritt aus der alten Abhängigkeit in die neue Unabhängigkeit getan, »überall, wohin die Maschinen kamen. Er war durchaus naturgemäß, und darum geschah er ohne das geringste Bedenken über die weiteren Folgen«. Die Maschine habe sofort begonnen, für die Selbständigkeit des Arbeiterstandes den Grund zu legen.⁹ Der Fabrikarbeit wohnte die Erfahrung inne, dass eine große Masse einem Herrn gegenüberstand und sich in Solidarität üben musste, wollte der Einzelne nicht untergehen.

Es kam alles darauf an, der Arbeit einen Wert zu geben und dem Arbeiter eine Würde. Menschenwürde. Die demokratische und die soziale Frage gingen ineinander über und duldeten in der Mitte der sechziger Jahre keinen Aufschub mehr. In Deutschland verschränkten sie sich mit der nationalen Frage. Nach dem preußischen Sieg über Österreich und dessen Verbündete war 1866

die Zeit über die Partikularisten, die »Demokraten« und »Gefühlspolitiker«¹⁰ aus dem deutschen Süden hinweggegangen. Der Gegensatz zwischen Groß- und Kleindeutschland, von 1848 herkommend, überlagerte sich mit Bismarcks »Revolution von oben«.¹¹ Durfte man sich einlassen auf die Verhältnisse? Musste darüber nicht die Idee beschädigt werden? Ein Widerstreit pflanzte sich der jungen Bewegung ein: Sollte man die eigene Macht ausspielen, mochte sie auch unerprobт sein? Oder verbot sich eine solche Wahl, weil auf eine andere Welt hingewirkt wurde und die gegenwärtigen Verhältnisse schon deshalb als nicht reformierbar galten? Kaum dass der Reichstag des Norddeutschen Bundes zusammengetreten war, setzte sich Bebel erst konstruktiv und friedfertig mit der Militärdienstpflicht auseinander, um am Ende den prinzipiellen Einwand vorzutragen: Dieses Militärsystem werde nicht im parlamentarischen Kampfe gestürzt werden. »Es wird wohl Gewalt mit Gewalt zu vertreiben sein.«¹² Nach diesem Muster sollte er fortan seine Reichstagsreden aufbauen, 45 Jahre lang. Den Tageskampf nahm er so ernst wie kaum einer sonst. Aber der Einvernahme wusste er sich zu entziehen – durch Flucht in die Zusammenbruchsphantasie. Bebel beschwore gern den Kladderadatsch.

Marx und Engels. Die hohe Instanz

Von Herkunft und Neigung besaß Bebel Eigenheiten, die selten in einem Menschen vereint sind. Er war Agitator und Organisator einerseits, Apokalyptiker und Visionär andererseits. Wer andere begeistert und vom großen künftigen Ganzen schwärmt, dem geht der Sinn fürs Kleine und Kleinkarierte oft ab. Bebel verstand sich auf das Hier und Jetzt und auf die Kunst, mit Sätzen und Halbsätzen zu hantieren. Er wusste mit Resolutionen Politik zu machen und Macht zu sichern. Solange die Richtung stimmte und er die Zügel in der Hand hielt, zeigte er sich großzügig. Wer mitmachte und sich fügte, war willkommen, unabhängig von Stellung und Beruf. 1868 wollte er die selbständige Arbeiterpartei, unter seiner Führung. In Nürnberg signalisierte er Leopold Sonnemann, dem bürgerlichen Verleger der *Frankfurter Zeitung* und Demokraten mit Sinn für die soziale Frage, Entgegenkommen. Sonnemann war ihm wohlgesinnt und durchdrungen von dem Wunsch, den Bund mit den Arbeitern zu bewahren, dem Programm zum Trotz, das Karl Marx der Internationalen Arbeiterassoziation 1864 verpasst hatte und das nun beraten wurde. Der Vereinstag Deutscher Arbeitervereine erklärte nicht dessen Übernahme, sondern nur noch die »Übereinstimmung«.¹³ Die genügte Bebel, um die Fahne der Selb-